

Schweizer Schriftsteller – ihr Verhältnis zu Deutschland und zur deutschen Sprache

(2. Teil: Gottfried Keller und die Mundart)

(ar) Die letzte und diese neue Nummer der «Mitteilungen» enthalten Beiträge zur Mundart. Ob überhaupt und wie weit Mundart in literarischen Texten gebraucht werden dürfe, ist eine Frage, die sich Schweizer Autoren immer wieder stellen. Darf man, wie das Jeremias **Gotthelf** oft getan hat, in schriftsprachlichen Werken ganze Seiten (vor allem Gespräche) in Mundart schreiben?

In der heutigen 2. Folge soll zu dieser speziellen Frage nochmals **Gottfried Keller** zu Wort kommen. In der letzten Nummer wurde deutlich, wie sehr Keller sich der deutschen Dichtung, der deutschen Kultur überhaupt verpflichtet fühlte; ja, er hielt es sogar für möglich, dass die Schweiz sich irgend einmal in der Zukunft wieder enger mit Deutschland verbinden könnte. Es ist deshalb kaum verwunderlich, dass Keller einen überbordenden Gebrauch der Mundarten in literarischen Texten ablehnt. Als Schweizer dürfe man wohl, so seine Meinung, in zurückhaltender Dosierung Ausdrücke aus dem heimischen «Idiom» brauchen, aber man sollte mit Rücksicht auf die Leserschaft im grösseren deutschen Sprachraum nicht ganze Seiten oder gar ganze Bücher in Mundart schreiben.

Ja, Keller geht noch weiter, er lehnt es sogar ab, sich einer «schweizerischen Nationalliteratur» zuordnen zu lassen, wie der folgende Briefausschnitt aus seinen späten Jahren zeigt:

«...so habe sich jeder an das grosse Sprachgebiet zu halten...»

Im Dezember 1880 – Keller ist bereits 61-jährig – schreibt er der Witwe seines verstorbenen Dichterfreundes Ferdinand Freiligrath:

Den Aufsatz der Helen Zimmern, Frau oder Fräulein, hab' ich seinerzeit bekommen und schändlicherweise noch nie geantwortet. Sollte er Sie interessieren, so würde ich Ihnen die Blätter schicken. Letzthin bekam ich einige Bogen «Halfhours with foreign novelists», worin ein paar Fragmente aus meinen Sachen

Inhalt

Schweizer Schriftsteller – ihr Verhältnis zu Deutschland und zur deutschen Sprache

(2. Teil: Gottfried Keller und die Mundart)	1
«...so habe sich jeder an das grosse Sprachgebiet zu halten...» .	1
Kellers Kritik an Jeremias Gotthelf	2
Zweifel an der Notwendigkeit von Mundartdichtung	2
Man soll «die allgemeine Hochsprache» nicht alle Augenblicke im Stiche lassen	2
Die deutsche Sprache: Schlüssel zu einer Wesenskunde vom Menschen (18. Folge)	3
Sprachspiegel 2/2000 – Sprachdenkmäler und Sprachentwicklung	4
Englisch in der Schweiz	4
Humoristisches aus der Schweiz zum Thema Deutsch und «Denglisch»	7
Was kümmert uns das Ketschup oder das Känguru?	7
Das neue Eidgenössische Sprachgesetz für die Deutschschweiz (gültig ab 2005)	8
Auf Deutsch ists noch lustiger... ..	9
«Die deutsche Sprache brauchen wir nicht mehr»	9
«Kulturelle Selbstverleugnung Deutschlands»	9
Eine Kontroverse zwischen Professoren einer deutschen Universität	10
Äuä! (Schluss)	12
Von Wörtern und Unwörtern	13
Leserbriefe und kleinere Glossen	15
Von der sprachlichen Gleichbehandlung zum Unfug	15
Leserbrief an die Bubenberg-Gesellschaft	16
Übrigens... ..	16
SPANISCHES aus Langenscheidts	16

übersetzt sind. Als Herausgeberinnen erscheinen aber zwei Damen Zimmern; wenn das so fortgeht, so werden es bald vier, dann achte usw. sein, und sobald es zweiunddreissig sind, möchte ich einmal einen Kaffee mit denselben trinken. Jener Aufsatz ist sehr wohlwollend geschrieben und hat nur den Fehler, wie auch die Arbeit in den «Halfhours», dass er meine Wenigkeit als eine spezifisch schweizerische Literatursache behandelt, während ich mich gegen die Auffassung, als ob es eine schwei-

zerische Nationalliteratur gäbe, immer auflehne. Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spass und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so habe sich jeder an das grosse Sprachgebiet zu halten, dem er angehört. Die Engländer vollends werden durch eine solche Einteilung nur verleitet, ein schweizerisches Buch zu den Berner Oberländer Holzschnitzereien, Rigistöcken mit Gemshörnern usw. zu zählen.

Kellers Kritik an Jeremias Gotthelf

Während seiner Berliner Zeit in den 50-er Jahren schreibt Keller seine berühmt gewordenen Rezensionen über Jeremias Gotthelf. In derjenigen über «Die Käserei in der Vehfreude» und einige kleinere Erzählungen stellt er fest, noch bis vor kurzem habe man von Deutschland aus jedem jungen Schweizer Autor vorgeworfen, er brauche Helvetismen und «kein Schweizer würde jemals Deutsch schreiben lernen»; seither habe sich dies gründlich geändert, jetzt werde mit Wohlwollen alles begrüsst, was an «Zierden und Schmuck» aus den entferntesten Gegenden des deutschen Sprachraumes ins Hochdeutsch eindringe, z.B. durch die Werke Jeremias Gotthelfs:

Jeremias Gotthelf missbraucht zwar diese Stimmung, indem er ohne Grund ganze Perioden in Bernerdeutsch schreibt, anstatt es bei den eigentümlichsten und kräftigsten Provinzialismen bewenden zu lassen. Doch mag auch dies hingehen und bei der grossen Verbreitung seiner Schriften veranlassen, dass man in Deutschland mit ein bisschen mehr Geläufigkeit und Geschicklichkeit als bisher den germanischen Geist in seine Schlupfwinkel verfolgen lerne.

Während Keller die letzte 1855 erscheinende Rezension schreibt, erreicht ihn die Nachricht von Gotthelfs Tod, und er schliesst seine Betrachtung mit einer allgemeinen Würdigung: Er rühmt zwar die einmalige Grösse Gotthelfs, wirft ihm aber zugleich vor, er habe sich zu wenig darum bemüht, seinen Werken eine gewisse ästhetische Gefälligkeit und Schönheit zu geben. Er sei als Schriftsteller zu sehr protestantischer Puritaner gewesen und habe die «weltliche äussere Kunstmässigkeit und Zierde» verachtet:

Es hängt damit zusammen, dass er nie die geringste Konzession machte an die Allgemeingeniessbarkeit und seine Werke unverwüstlich in dem Dialekte und Witze schrieb, welcher nur in dem engen alemanischen Gebiete ganz genossen werden kann.

Zweifel an der Notwendigkeit von Mundartdichtung

1875 schreibt Keller über den Plattdeutsch-Dichter Fritz Reuter (1810–1874):

Reuter ist mir sehr wertvoll und lieb; er war eine reiche Individualität und hatte alles aus erster Hand der Natur. Auch das Idiom stört mich an sich nicht; denn durch solche energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsch vor der zu raschen Verflachung bewahrt. Seine eigene Beschränktheit für den Dialekt kommt bei allen Dialekt dichtern vor und ist, glaube ich, notwendig, weil nur dadurch sie zu Virtuosen darin werden. Es braucht einen Fanatismus, um der gemeinen Schriftsprache so den Rücken kehren und seine Sache unverdrossen durchführen zu können. Langweilig ist freilich dabei das Geschwätz der Verehrer, als ob die Herrlichkeit ganz unübersetzbar wäre und durchaus nur in der Ursprache genossen werden müsse. Damit bewundern sie nur ihre eigene plattdeutsche Haussprache. Ich habe noch nicht eine Seite von Reuter gelesen, die man nicht ohne allen Verlust sofort und ohne Schwierigkeit hochdeutsch wiedergeben könnte.

Man soll «die allgemeine Hochsprache» nicht alle Augenblicke im Stiche lassen

1878 erscheint Theodor Storms Novelle «Renate»; im Rahmen berichtet Storm, er habe die Geschichte beim Durchstöbern grossväterlicher Hinterlassenschaften in einer alten Schatulle gefunden. Deshalb erzählt er sie in altertümlichem Ton (Zeit um 1700); in einem Brief äussert Gottfried Keller seine Bedenken gegen solche sprachliche Altertümelei, überhaupt gegen alle Abweichungen von der Hochsprache:

Fast jeder hat in dieser Weise schon das eine und andere geliefert durch die Schreibarten der letzten Jahrhunderte zurück bis zum

sechzehnten... Nehme ich nun die verschiedenen Stammesdialekte hinzu, in welchen virtuos oder stümperhaft gearbeitet wird, von den Reuter (Fritz Reuter), Groth (Klaus Johann Groth, 1819–1899, eigentlicher Begründer der norddeutschen Mundartdichtung), Hebel (Johann Peter Hebel, 1760–1826) bis zu den bajuvarischen Quabblern und Nasenkünstlern, so scheint es mir doch, abgesehen von aller dargetanen Berechtigung und stattgefundener Erbauung, dass etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen

wird, so dass das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird, der Fremde aber ein gewiegter Philologe sein müsste, der sich durch alles hindurchschlagen könnte. Natürlich gewinnt die gesamte Nationalsprache, wenn die Stämme und Provinzen ihre Idiome kultivieren und festhalten; aber ich glaube, man sollte die Übung den Quernaturen überlassen, welche nicht anders können, selber in seinem Hause alle möglichen Dialekte sprechen, aber schreiben nur in der einen und allgemeinen Sprache, wenn man sich dieser einmal gewidmet hat.

Die deutsche Sprache

Schlüssel zu einer Wesenskunde vom Menschen (18. Folge)

Wie angekündigt, wollen wir uns heute und auch in der nächsten Folge mit einer für das Menschsein sehr zentralen Thematik befassen, mit dem Problem von Raum und Zeit. Das heisst, es soll anhand zahlreicher Sprachbeispiele aufgezeigt werden, dass Raum und Zeit nicht nur äusserlich unser Dasein bestimmen (etwa in dem Sinne, dass wir im praktischen Alltag immer auch räumliche und zeitliche Verhältnisse berücksichtigen müssen), sondern dass auch der Mensch selber, und zwar auf eine ganz unmittelbare, ursprüngliche Weise, räumlich und zeitlich ist. Das wird sogleich klar, wenn wir bedenken, dass wir uns zeitlebens in den verschiedensten *Handlungsspielräumen*, *Tätigkeitsfeldern* und *Denkhorizonten* bewegen; anders könnten wir eh nicht als Menschen existieren, nicht menschlich (in einem grundsätzlichen Sinne) sein. Zugleich(!) aber hat alles menschliche Tun, der Aufenthalt in all diesen (ungezählten) Handlungsspielräumen, Tätigkeitsfeldern und Denkhorizonten auch einen je eigenen *Zeitcharakter*. Handelt es sich da doch um Vollzüge und Verrichtungen mit einem jeweiligen Anfang und Fortgang, um Geschehnisse, die ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht nur irgendwie äusserlich «haben», sondern diese drei zeitlichen Erstreckungen recht eigentlich *sind*.

Wir müssen also vorweg schon eines im Auge behalten, nämlich dass in der Kontinuität unseres alltäglichen Erlebens und Ver-

haltens Räumliches und Zeitliches untrennbar miteinander verbunden sind, ja einander gegenseitig durchdringen. Das zeigt sich auch darin, dass die Rede vom «Lebensweg» des Menschen immer auch ein progressiv-zeitliches Moment beinhaltet, können doch die Worte «Lebensweg», «Lebenslauf», «Biografie» (wörtlich «Lebensschrift») und «Werdegang» nahezu synonym gebraucht werden. Jedenfalls ist jetzt schon deutlich geworden, dass die in einem ursprünglichen, existentiellen Sinn verstandenen Raum- und Zeitcharaktere geradezu unser menschliches Wesen ausmachen, ihm unmittelbar zugehörig sind. Dieser innige Bezug (vorab der Temporalität) zu unserem ureigenen Wesen hat übrigens in der Perfektform des Hilfszeitworts «sein» einen unüberbietbar klaren, weil genau wörtlichen Ausdruck gefunden, eben in der Wendung «ich bin gewesen», was nichts anderes besagt als; ich habe – in irgendeiner Tätigkeit – mein Wesen zum Austrag gebracht, mich «gewest». In der Tat: das «Wesen» des Menschen ist etwas derart hoch Dynamisches, Lebendiges, dass es sogar grammatikalisch eine im wahren Sinn des Wortes aktuelle, d. h. «aktualisierte» Form gefunden hat.

Genau analog verhält es sich mit einem andern, dem Verb «wesen» eng verwandten Wort, dem Ausdruck «*sich zeitigen*». Dieser Terminus hätte in unserem gegenwärtigen Zusammenhang schon früher genannt werden

Sprachspiegel 2/2000 Sprachdenkmäler und Sprachentwicklung

Wörterbücher sind nicht nur nützliche Nachschlagewerke, die Geschichte der deutschen Sprache beginnt auch mit einem Wörterbuch. Jedenfalls ist das älteste erhaltene Textzeugnis in deutscher Sprache ein Wörterbuch: Der «Abrogans», ein lateinisch-althochdeutsches Wörterbuch, das zwischen 770 und 790 nach Christus entstanden ist. Der Name dieses Wörterbuchs leitet sich vom ersten Stichwort her, dem lateinischen Wort *abrogans*, das mit *dheomodi* (demütig) übersetzt worden ist. Dieses sprachgeschichtliche Dokument befindet sich in der Stiftsbibliothek St. Gallen, zusammen mit einer ganzen Reihe bedeutender Sprachdenkmäler aus alt- und mittelhochdeutscher Zeit. Einen Einblick in die Fülle sprach- und literaturgeschichtlicher Schätze, die im Kloster St. Gallen vorhanden sind, bietet ein Artikel in der neuesten Nummer des «Sprachspiegels».

Nicht nur sprachgeschichtliche Denkmäler, sondern auch aktuelle Sprachentwicklungen sind Gegenstand dieser «Sprachspiegel»-Nummer. So plädiert der Texter Beat Gloor dafür, auf die Kraft der Sprache zu vertrauen und nicht gleich jedes Modewort lauthals als Sprachverluderung zu beklagen. Die «freie Marktwirtschaft der Sprache» wird im Laufe von ein paar Jahren mit so manchem modischen Unfug fertig. Ein weiterer Artikel legt ironisch-kommentierend dar, dass aller Anglomanie der Banken- und Finanzwelt zum Trotz «Deckel» zu einem finanzpolitischen Begriff zu werden scheint (Budgetdeckel, Deckelbetrag usw.). Daneben enthält dieser «Sprachspiegel» den Schluss eines Artikels zur Neuregelung wichtiger Bereiche der Gross- und Kleinschreibung und zu ihrer zukünftigen Entwicklung sowie die ständigen Rubriken. Zu den ständigen Rubriken gehört nicht zuletzt der Sprachbriefkasten, der Auskünfte zu sprachlichen Zweifelsfällen enthält. Sprachauskunft erteilt übrigens auch das Sekretariat des SVDS, bei dem die Zeitschrift bezogen werden kann (Sekretariat SVDS, Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache, Postfach 646, 4003 Basel; Sprachauskunft: 157 35 70).

müssen. Könnten wir doch die apriorische Zugehörigkeit der Raum-Zeit-Relation zum Menschenwesen «sachlich» am angemessensten so wiedergeben, wie es die Existenzphilosophie tut, nämlich mit den Worten: «Das (menschliche) Dasein räumlicht und zeitigt sich selbst.» Das Verbum «sich zeitigen» ist in der Tat ein Juwel. Was wir an ihm haben, darauf werden wir erst wirklich aufmerksam, wenn wir es direkt auf das Menschsein beziehen. Denn in allen andern Fällen, etwa dort, wo es heisst, dass etwas Folgen, Ergebnisse oder Früchte «zeitigt», kommt uns dieses Wort so leicht und so rasch über die Lippen, dass uns sozusagen keine Zeit mehr bleibt, uns näher damit zu beschäftigen. Dass sich hier eine tiefere Besinnung lohnen würde, wird allein schon dokumentiert durch die Tatsache, dass wir im Deutschen sogar die «Zeit» mit einem einzigen und erst noch gleich lautenden Zeitwort(!) sprachlich wiedergeben können. Das steht im globalen Rahmen sicher einzig da und beweist einmal mehr, wie sehr uns die deutsche Sprache an den Grund der Dinge heranzuführt und wie nahe wir mit ihr am «Puls des Lebens» sind.

Die obigen Erörterungen hatten noch vorwiegend den Charakter einer Einführung. Das nächste Mal, in der zweitletzten Folge unserer sprachphilosophischen Betrachtungen, hoffen wir anhand einer Fülle sehr «sprechender» Beispiele noch klarer zeigen zu können, wie ausserordentlich viel eine anthropologisch verstandene Raum-Zeit-Problematik zur Erhellung der «menschlichen Grundsituation» beiträgt, unserer *condition humaine*.

Gian Klaingti, Aarau

Englisch in der Schweiz

(me) In den MITTEILUNGEN haben wir uns schon des öfters über den Missbrauch des Englischen in deutschsprachigen (und andern) Ländern geäussert, über die unselige Vermischung zweier Kultursprachen, vor allem in der Werbung und in den Medien. Das sog. «Denglisch» zu bekämpfen wird auch weiterhin eines der Ziele der Bubenberg-Gesellschaft sein. Hingegen wäre es sinnlos oder gar töricht, Englisch dort zu verdammen, wo es in der heutigen Welt wohl oder übel nicht wegzudenken ist.

Seit Mai 1999 befasst sich eine Gruppe von Sprachwissenschaftlern unter dem Patronat der Akademischen Kommission Bern mit der Rolle der englischen Sprache in der Schweiz. Dieses Pilotprojekt, geleitet von den Professoren Richard Watts (Universität Bern) und Peter Trudgill (Universität Freiburg), untersucht den Einfluss des Englischen auf die Landessprachen der Schweiz.

Am 28. und 29. Januar fand im Haus der Universität in Bern ein Symposium statt, zu dem Fachkräfte aus der akademischen Welt

MITTEILUNGEN

2/2000

des In- und Auslandes und des übrigen Bildungswesens sowie Vertreter der Wirtschaft, der Medien und der Touristik geladen waren. Diese Tagung sollte die Grundlagen für die weiterführende Arbeit im Hinblick eines Nationalfonds-Projekts schaffen.

Als Vorstandsmitglied der Bubenberg-Gesellschaft konnte ich am Samstag an diesem Seminar teilnehmen. Wie sich bald herausstellte, ging es hier freilich um völlig andere Dinge als um störende Anglizismen in den Landessprachen. Dieser Aspekt wurde leider kaum tangiert. Zu Beginn dieses zweiten Tages gab Prof. Watts eine kurze Zusammenfassung der Fragen, die am Vortag behandelt worden waren: Es zeigte sich, dass für das anvisierte Projekt des Nationalfonds bedeutende Meinungsverschiedenheiten bestehen zwischen den Hochschulen und der Wirtschaft, die auch als Sponsor wirken sollte. – Dr. Beat Schär, Vizepräsident der Swissair, legte dar, dass in der Luftfahrt Englisch die universelle Sprache ist – möglicherweise sind zwei Flugzeugabstürze durch ungenügende Englischkenntnisse verursacht worden. Somit müsste im Bereich der Aviatik der Englischunterricht weltweit noch intensiviert werden. – Sowohl Prof. Watts wie sein Freiburger Kollege versuchten die Bedenken zu zerstreuen, dass der zunehmende Gebrauch des Englischen eine Gefahr für unsere Eigenständigkeit darstellt. Insbesondere P. Trudgill findet es durchaus in Ordnung, dass sich beispielsweise ein französischsprachiger Naturwissenschaftler mit einem schweizerdeutschen auf Englisch verständigt. – In der abschliessenden Diskussion wurde dann auch noch mit dem weit verbreiteten Irrtum aufgeräumt, dass Englisch eine «leichte Sprache» sei.

Nach dieser Einleitung lieferte Prof. Bent Preisler (Universität Roskilde, Dänemark) mit seinem Vortrag über die sprachliche Situation in Dänemark einen wichtigen Beitrag zur Rolle des Englischen in der heutigen Welt. Obwohl Dänisch, Norwegisch und Schwedisch einander ziemlich ähnlich sind und die Schulen in diesen skandinavischen Ländern den Schülern Grundlagen der jeweiligen andern Sprachen vermitteln, verwenden viele Dänen im Gespräch mit Schweden oder Norwegern das Englische. Vier Fünftel der heutigen Dänen haben Englischunterricht erhalten, ein Grossteil von ihnen verfügt über hervorra-

gende Kenntnisse in dieser ersten Fremdsprache. Englischsprachige Fernsehprogramme und Kinofilme werden häufig nicht übersetzt, manchmal auch nicht mit Untertiteln versehen. Gebrauchsanweisungen für technische Geräte und Computer-Software erhält man in Dänemark oft nur in der (englischen) Originalsprache. In der Werbung wird noch viel mehr zum Englischen gegriffen als in der Schweiz. Es versteht sich von selbst, dass auch in der dänischen Pop-Kultur die englische Sprache vorherrscht und dass der «Snob-Appeal» des (amerikanischen) Englisch stark auf die dänische Bevölkerung einwirkt. Höchstens zwanzig Prozent der Dänen erblicken in der Machtposition des Englischen eine Gefahr; ganz allgemein steht man Englisch äusserst positiv gegenüber. Es ist so beliebt, weil es – auf Grund einer repräsentativen Umfrage – für die Hälfte der Befragten einfach «praktisch» ist.

Ron Popper, Leiter der englischen Abteilung von Swiss Radio International, äusserte sich in sehr klarer Weise über die Bedeutung eines englischsprachigen Radioprogramms in unserem Lande. Nach seiner Ansicht dürften etwa zehn Prozent der Schweizer Bevölkerung imstande sein, den Sendungen ohne Mühe zu folgen. Vorläufig kann Radio Swiss International ausser auf Kurzwellen nur im Netz einiger Kabelbetreiber (von denen es 770! gibt) empfangen werden. Das Wunschziel des dynamischen Engländer wäre, sein Programm, das er zusammen mit 25 Journalisten erarbeitet, auf UKW verbreiten zu können. Übrigens sieht Popper darin keinerlei Gefahr für unsere Landessprachen; selbst wenn sich Englisch als eine Art von fünfter Landessprache etablieren würde.

In einem sehr ausführlichen Referat befasste sich Dr. François Grin, Stellvertretender Direktor des «European Centres for Minority Issues» in Flensburg (D), mit dem Stellenwert des Englischen in der Wirtschaft. Obwohl in der Schweiz mehr Menschen leben, deren Muttersprache Türkisch ist, als Einwohner angelsächsischer Herkunft, sind heute Englischkenntnisse in der Wirtschaft unabdingbar. So wie Autofahren, Tastaturschreiben, Computerkenntnisse und bald schon ein Internet-Anschluss zum Leben im dritten Jahrtausend gehören, ist es die englische Sprache. Englischkenntnisse sind nach seiner Ansicht nun

Join us!

Good people make good companies!

Wir sind eine erfolgreiche, stark expandierende, international tätige Unternehmensgruppe für Management- und IT-Services. Unsere Haupttätigkeiten sind auf den globalen Finanzmarkt ausgerichtet. Die zunehmende Globalisierung dieser Märkte stellt unsere internationalen Kunden bezüglich der kontinuierlichen Optimierung ihrer Aufbau- und Prozessstrukturen immer wieder vor neue Herausforderungen.

Brandheiss!

Perspektiven im Credit Workout...

Restrukturierungen... Sanierungen...

Unsere Auftraggeberin ist ein erfolgreiches, arriviertes und im Kommerzgeschäft führendes Bankinstitut mit Sitz in Zürich. Die bedeutende Marktstellung im Firmenkundengeschäft wurde mit optimal strukturierten Abläufen und professionellen Werkzeugen erarbeitet. Bei Restrukturierungs- und Sanierungsprojekten von grossen und komplexen Kreditrisikopositionen übernimmt diese Bank sehr oft die Federführung. Einer engagierten und erfahrenen Persönlichkeit eröffnet sich als

Recovery Manager

in ein faszinierendes Umfeld mit Zukunftschancen. Als Mitglied der schweizweit tätigen, zentralen Recovery Task Force unterstützen Sie die regionalen Workout-Verantwortlichen. Sie analysieren Problemstellungen, beurteilen

Ausschnitte von Stelleninseraten in einer grossen Schweizer Tageszeitung

Könnten Sie sich bewerben?

S Die Landis & Staefa Division, mit Sitz in Zug, ist Teil der neugebildeten Siemens Building Technologies AG. Sie ist Weltmarktführer in der Gebäudeautomatisierung für die Heizungs-, Lüftungs- und Klimatechnik und sorgt mit grösstmöglicher Ökoeffizienz für Wohlbefinden. Im Bereich Stellgeräte (Product Line Valves & Actuators) suchen wir einen offensiven, dynamischen und einsatzfreudigen

Leiter Marketing & Sales Support

Ihre Energie können nur die stärksten Ventile zähmen!

kaum mehr besonders erwähnenswert; vorläufig sind sie aber noch in den meisten Fällen ein Garant für ein höheres Einkommen. Der Mann, bzw. die Frau der Zukunft ist nicht jemand, der Englisch sprechen kann, sondern jemand, der über gute Kenntnisse in Russisch, Japanisch oder Chinesisch verfügt.

In der Schlussdiskussion wurde noch einmal die gewaltige Bedeutung der englischen Sprache auch in unserem Lande hervorgehoben. Die Gefahr, dass Englisch in absehbarer Zeit zur «lingua franca» in der Schweiz werden könnte (wie dies z. B. in Pakistan der Fall ist), wird als sehr gering angesehen. – Im akademischen Bereich hingegen werden immer mehr Arbeiten in englischer Sprache abgefasst; sogar Dissertationen über linguistische Probleme des Französischen werden von deren Verfasser häufig auf Englisch übersetzt, bevor sie eingereicht werden. – Das in der Schweiz gebrauchte Englisch darf sich durchaus vom Standard English ein wenig unterscheiden:

Sonderformen des Englischen gibt es allenthalben. – Ein Redner betonte, dass wir uns in der Schweiz als sehr privilegiert betrachten dürfen, da wir schon von Haus aus mehrsprachig sind.

Im persönlichen Gespräch mit einigen Teilnehmern des Seminars wies ich auf die Unsitte des «Denglisch» hin. Dabei musste ich erfahren, dass es von kaum jemand als störend empfunden wird; man sieht es eher als alberne Modeströmung, die auch wieder zurückgehen wird. Wenn dann Englisch den «In-Sein-Wollen-Faktor» verloren hat, wird es auch nicht mehr nötig sein, damit anzugeben. Bis dies allerdings so weit ist, werden wir uns noch eine Zeit lang für eine saubere deutsche Sprache einsetzen müssen. Aber schon heute kann man sich mit englischfreien Werbetexten, wie sie unser Vorstandsmitglied Peter Glatthard-Weber für interessierte Kreise entwirft (www.optitext.ch), von der Masse abheben.

Humoristisches aus der Schweiz zum Thema Deutsch und «Denglisch»

Was kümmert uns das Ketschup oder das Känguru?

Diese Satire entnehmen wir dem Heft «Päch für d'Schwyz, 19+9 Geschichten, die das Leben schrieb», mit **Karikaturen** von **Beat Sigel**. Wir danken dem Verfasser **Thomas Bornhauser** für die Erlaubnis, den Text und die Karikatur abzdrukken.

Liebe Leserin, lieber Leser: Sie werden doch wirklich nicht allen Ernstes und öffentlich behaupten wollen, dass Sie, nur weil Sie zufälligerweise der neuen deutschen Rechtschreibung einigermaßen mächtig sind; Texte comme il faut schreiben können, fehlerfrei noch dazu? Nein, das nehme ich Ihnen nicht ab. Sie werden jetzt nämlich staunen, wie Neudeutsch korrekt abläuft. Wetten?

Unsere Kids (orthographisch auch als Kidz salonfähig) skaten im Sommer inline auf der Halfpipe und boarden während des Winters in Softboots, falls sie, des schlechten Wetters wegen, zu Hause nicht gerade mit Supermario gamen. Selbstverständlich biken sie auch, wie alle Youngsters in ihrem Alter – dies im Gegensatz zu ihrer Mutter, die dafür, schliesslich ist ja Wellness angesagt, im TROPEANA-Aerobics-and-Dance-Studio Ittigen mit Low-, Mixed- und High-Impact, Stretching oder Fat-burning ihren Body formt. Achtung! Letzteres hat mit Bodybuilding für Bodyguards oder Securityleute nichts zu tun. Borni seinerseits hält es im Sommer eher mit Walking oder Jogging. Im Winter carvt er auf den Pisten herum, allerdings ohne Bigfoots oder Snowblades. Zugegeben, es gäbe noch andere Trends im Bereich Sports & Fun (Riverrafting zum Beispiel, Bungee Jumping oder Zorbing), aber die sind mir zu heavy – «no risk no fun» hin oder her.

Beim Fooden sind Popcorn, Hot Dogs, Hamburger und Sandwichs megaout; in ist **Functional Food** und, for a new generation, Energy Drinks wie Red Bull (Hooch ist bekanntlich verboten). Aber eben: Die Teenies haben es nicht gestohlen, schliesslich haben ihre Oldies den Cocktail erfunden: Drinks wie den Screwdriver, den Manhattan oder die Bloody Mary. Ich selber stehe auf Bud, selbst wenn das – holy shit – vom Bundesgericht ver-

boten wurde. Apropos Food: Sie wissen bestimmt, dass man heute online shoppt, nicht wahr? Zum Beispiel auf www.migros-shop.ch. Ihre virtuellen Einkäufe können Sie, falls Sie keine Hauslieferung möchten, real beim Pick-Up abholen. Überhaupt, diese Computer: Von dort kommt das Neudeutsche doch her: Man linkt, insertet, deletet, scrollt und man printet. Von Befehlen, wie Esc, Crtl, Alt, SysRq und Pg Dn ganz zu schweigen. By the way: Nirgends ist Sex safer als beim Surfen zu den Freepics.



Und erst die Businesswelt! Den Hitsong vom Shareholder value dank Streamlining (featuring Martin E.) mag ich schon gar nicht mehr hören, selbst wenn es das Standard & Poors-Rating einer Firma auf ein Triple-A kapultiert. Romano Spadaro beispielsweise, bedrängter Präsident des Grasshopper-Clubs, voller Entrepreneurship und sein Handy immer auf Empfang; ist gegenwärtig auf der Suche nach einem Joint-Venture-Partner, weil Bäume bekanntlich nicht in den Himmel wachsen. Das Licensing, Franchising und Branding für sein Team möchte er outsourcen. Vielleicht fällt dem Guten während eines Brainstormings (Overhead, Beamer und Flipchart im Seminarzimmer nicht vergessen!) ein-

**Wilhelm Busch:
"Fipps, der Affe" spielt "Kattermäng"**



Und braucht er auch die Rechte noch,
Den Apfel den genießt er doch.



Zu Kattermäng gehören zwei,
Er braucht sich bloß allein dabei.

mal ein, ob Just-in-time bei personellen Verpflichtungen im bezahlten Fussball auch ein Thema sein könnte (Headhunters gibt es ja genug); schliesslich will er GC für die Champions League upgraden und nicht downsize, denn alle Geldgeber wollen lieber früher als erst später ein Return auf ihrem Investment sehen.

Beim Twist und Rock'n'Roll (erst recht beim Letkiss) war es offensichtlich: Zuerst war da eine Aktivität, erst dann ergab sich daraus der Ausdruck. Wie aber ist es beim Rave, House, Hip-hop, Jungle oder beim D'n'B? Ich weiss es nicht, ehrlich gesagt. Mit Sicherheit aber ist bekannt, dass man via Walkman oder durch Zappen auf MW in die Charts rein hört und sich ob den Runnerups und Newcomers freut: AWG, 3p, The Boyz, E-17, 2Pac, TLC oder 5ive, und wie sie alle heissen mögen (Einschlägiges ist auch im Toaster zu lesen). Cool ist es besonders dann, wenn man ein ähnliches Piercing wie sein Idol hat. Dass Girlies den gleichen

Eyeliner, Lipstick und dasselbe Shampoo wie zum Beispiel Veronica Louise Ciccone benutzen, ist eh selbstverständlich.

Es gibt noch viele eindrückliche Ausdrücke aus dem Neudeutschen, die in zusammenhängende Sätze geschachtelt werden könnten (wie Peeling, Greenhorn, Swiss Army Knife, Ogi, Playback, Junkie, Lucky punch, Tomahawk, Mayday oder Tilt). Aber lassen wir das. Ich will ja keinen literarischen Overkill mit ihnen veranstalten.

Wie gut, so sage ich mir, gibt es in Schweizerland noch die Schwinger (Wrestlers) und die Platzger (some kind of Horseshoe-Throwers), die das Urchige hegen und pflegen. Und die Hornusser. Da ist und bleibt ein Nouss ein Nouss, selbst wenn auch dieser heute nicht mehr das ist, was er früher einmal war.

Das neue Eidgenössische Sprachgesetz für die Deutschschweiz (gültig ab 2005)

(pgw) In der **NZZ** vom 1. 4. 2002 wird zu lesen sein:

Das unmöglich scheinende Szenario ist Wirklichkeit geworden: ab 1. 1. 2005 dürfen alle internationalen Firmen ausschliesslich unter deutscher Firmenbezeichnung tätig sein.

In Anbetracht der neuen Rechtslage haben folgende Firmen bereits um Registrierung unter deutschem Namen ersucht:

- **Goodyear Pneumatics International** gründet eine Schweizer Niederlassung unter dem Namen **«Gutjahr-Reifen weltweit AG»**.
- Die Schweizer Niederlassung von **Microsoft** möchte künftig den Firmennamen **«Winzigweich»** führen.
- Der einheimische Milchproduzent **Swiss Dairy Food** buchstabiert zurück und will sich fortan **«Mälcher-Ruschtig»** nennen.
- Die **PricewaterhouseCoopers AG** heisst neu (in wörtlicher Übersetzung, die Red.) **«Böttchers Haus für die Festlegung des Wasserpreises AG»**.

Eingeweihte* vermuten dahinter eine Schmolli-Reaktion und passiven Widerstand gegen das neue Sprachgesetz.

Unser Wirtschaftsredaktor*, der letzten Monat in seinem Kommentar zum jüngsten Börsenskandal den Begriff **«Insider»** verwendet

hatte, ist gestern vom Obersten Sprachgerichtshof zu einer Busse von Fr. 600.– und zur Publikation einer Entschuldigung verurteilt worden.

Auf Deutsch ists noch lustiger...

(pgw) Schon vor mehr als 90 (!) Jahren lebte uns Wilhelm Busch († 1909) vor, wie herrlich unverkrampft sich mit Wörtern anderssprachigen Ursprungs spielen lässt, indem man diese ganz selbstverständlich eindeutschet.

Zu Beginn ein Beispiel aus «Fipps der Affe» (9. Kap.) und dessen vierhändigem Klavierspiel:

«Zu **Kattermäng** gehören zwei,
Er braucht sich bloss allein dabei.»

(Fipps spielt eben etwas, das «Hand und Fuss» hat!)

Besonders erquicklich dünken mich die eingedeutschten Vornamen in der «Frommen Helene», die so ihre französische (Pseudo-) Eleganz jäh verlieren (wie in Kap. 10: «Schang! Sprach sie einstens...»).

Hier eine Szene aus der Hochzeitsreise in Heidelberg, wo Helene gleich ins Schwärmen gerät:

«Ach, sieh nur mal, geliebter **Schorsch**,
hier diese Trümmer alt und morsch.»

Der «morsche» Charakter des Geliebten äussert sich zunächst in seiner Schwäche für ein besonderes Getränk:

«Pist! Kellner! Stell'n Sie eine kalt!
Und Kellner! Aber möglichst bald!»
Der Kellner hört des Fremden Wort.
Es saust der Frack. Schon eilt er fort.
Wie leicht und luftig perlt die Blase
Der **Witwe Klicko** in dem Glase.

Damit wünschen wir allen Lesern nachträglich alles Gute zum neuen Millennium – in der Hoffnung natürlich, dass uns auch heute noch viele Eindeutschungen gelingen, die von der Nachwelt nicht bloss mit Schmunzeln zur Kenntnis genommen, sondern ganz selbstverständlich im Alltag verwendet werden...!

«Die deutsche Sprache brauchen wir nicht mehr»

Zum überbordenden Gebrauch englisch-amerikanischer Ausdrücke im deutschen Alltag zwei Beiträge; zuerst ein Artikel aus den «**Sprach-Nachrichten**» 1/2000, dem Organ des «Vereins Deutsche Sprache e.V. Dortmund» (vormals «Verein zur Wahrung der Deutschen Sprache»), verfasst von **Dr. Franz Baumann, Leiter der UNO-Verwaltung, New York**, also von jemandem, dem man schwerlich provinzielle Befangenheit wird vorwerfen können. Den Schluss des Artikels lassen wir weg:

«Kulturelle Selbstverleugnung Deutschlands»

Ich lebe seit über zwanzig Jahren im zumeist englischsprachigen Ausland, habe ausser in Deutschland in England und Kanada studiert und bin mit einer anglophonen Kanadierin verheiratet. Kurz: Ich bin sehr im Englischen

zu Hause und habe diesbezüglich keine Berührungsängste. Allerdings kann es sehr wohl sein, dass mein Leben in verschiedenen Ländern meinen Blick für das Selbstverständnis anderer Kulturen und für deren Deutschlandbild geprägt hat. Mich frappiert seit längerem diese **freiwillige kulturelle Selbstkolonisierung Deutschlands**, deren Ursprung, so scheint mir, einerseits in einer neureichen Vorliebe für das Fremde liegt und die andererseits der infantile Versuch ist, sich von der eigenen Kultur und Geschichte zu distanzieren: Durch ausländische Einsprengsel in der Sprache denkt man sich weniger deutsch – oder hält sich für die besseren Deutschen verglichen mit früheren Generationen. **Egal, was der Grund ist, der Ausverkauf der deutschen Sprache erweist sich als politisches Unreife- und kulturelles Armutszeugnis.** Die Wahlerfolge rechtsradikaler Gruppen haben auch eine wichtige kulturelle Komponente: Die als Internationalismus

missverstandene Aushöhlung der deutschen Kultur und Sprache und das weitverbreitete verkrampfte Verhältnis zur eigenen Nation sind Dünger für den Nährboden, auf dem der peinliche Gossen-Nationalismus spriesst. Ausserdem ist es ja ein Missverständnis zu glauben, man würde im Ausland die **kulturelle Selbstverleugnung Deutschlands** begrüsen. Mein Eindruck ist gegenteilig: Man mokiert sich über die deutsche Marotte des Anglizismengebrauchs und, anstatt sie als Anzeichen einer willkommenen Weltläufigkeit oder eines gelassenen Internationalismus zu werten, wird sie vielmehr als ungläubwürdige Selbstverleugnung und Anbiederung gesehen, die schon wieder misstrauisch macht.

Ohne verbiestert sein zu wollen, halte ich es für ein Krisensymptom, wenn selbst in seriösen Veröffentlichungen der Leitartikel «Editorial» heisst und eine Sonderbeilage «Special», wenn es beim Fussball nicht mehr Randalierer und Schiedsrichter gibt, sondern «hooligans» und «referees», man anstatt auf Fahrrädern bloss noch auf «City-» oder «Mountainbikes» herumstrampelt und ein Stuttgarter Hersteller «City-radeln» mit «City-Cruiser-Elegance» oder mit dem «City-Shopper» empfiehlt und wenn der grösste deutsche Elektrokonzern (Motto: «Communication unlimited») Zukunftssicherheit dadurch verspricht, dass in dem neuen «S-6 power» für 30 Stunden «Stand-by» Zeit stecken und die neue «Dual-Rate»-Technik dafür sorgt, dass das «Business-Handy» mit «Enhanced Full-rate» das erste der Welt mit «Farbdisplay» ist. Wenn Hunde- und Katzenfutter «MacDog» und «MacCat» heissen, dann, um zum Punkt zu kommen, geht der Quatsch zu weit. Dies hat nichts mit dem normalen Borgen ausländischer Ausdrücke zu tun, was für alle lebendigen Sprachen selbstverständlich ist. Ich frage mich mit zunehmender Irritation, was dieser Blödsinn soll? Sind es bloss Sprach- oder gar Identitätsschwierigkeiten, die in Deutschland grassieren?

Natürlich borgen lebendige Sprachen von anderen. Aber was in Deutschland vor sich geht, gehört in den Bereich der **kollektiven Psychopathologie**. Es werden nämlich nicht nur Begriffe aus dem Englischen übernommen, für die es keine entsprechenden deutschen – oder vielleicht nicht ähnlich griffige – gibt (z.B. design, fair, governance, point of

no return, teamwork, timing, trend), sondern, was besonders dämlich ist, es werden Anglizismen geschöpft, die es in England, Kanada oder in den USA gar nicht gibt und die kein Mensch versteht; ein «Handy», d.h. ein Mobiltelefon, heisst auf Englisch «cellular phone», ein Sozialarbeiter, der sich um Strassenkinder kümmert, heisst in Deutschland neuerdings «streetworker», was im Englischen aber nur eine Bedeutung hat, nämlich «Prostituierte». Per Anhalter reisen heisst in Deutschland seit langem «trampen», im Angelsächsischen aber «hitch-hiking». Die Französin Brigitte Sauzay, eine Beraterin des Bundeskanzlers, fragt: «Warum heisst die Parade der Schwulen und Lesben eigentlich auch in Berlin ganz amerikanisch (Christopher Street Parade)»? und fährt fort: **«Die Deutschen sollten zu einer Identität, einer deutschen Identität zurückfinden.** Statt dessen lassen sie sich einfach treiben in der Strömung eines globalisierten Ozeans» (zit. In der ZEIT vom 2. Juli 1998, S. 2). Wie zur Bestätigung wird auf der gleichen Seite der ZEIT Berti Vogts unter den «Worten der Woche» wie folgt zitiert: «Es hat mir gefallen, wie meine Mannschaft gefightet hat...»

Eine Kontroverse zwischen Professoren einer deutschen Universität

An einer deutschen Universität beabsichtigt Professor A., für ausländische Studierende eine Broschüre herauszugeben, in der alle nicht-deutschen Lehrveranstaltungen aufgeführt werden sollten. Professor B. protestiert dagegen und wird dann von seinem Kollegen, Professor C., in einer Art und Weise abgekanzelt, dass man sich kopfschüttelnd fragt: ...und so jemand ist Hochschullehrer? – Die Namen sind absichtlich durch Grossbuchstaben ersetzt.

Protest von Professor B.:

...im ersten (und bisher letzten) Protokoll der Dekanatsitzung wurde angekündigt, dass Herr Kollege A. plant, eine an ausländische Studierende gerichtete Broschüre nicht-deutscher Lehrveranstaltungen zusammenzustellen, um eventuell damit zu werben, dass man

bei uns ohne Deutschkenntnisse, also vermutlich auf Englisch, studieren kann. Ich möchte hier stärksten Protest anmelden, und nur stichwortartig begründen.

- Es stimmt (Gottseidank) nicht, dass man bei uns auf Englisch studieren kann. Wenn jemand in dieser Erwartung zu uns kommt, wird er enttäuscht. Das schadet unserem Ruf/Image mehr, als wenn wir den Mund gehalten hätten. Ausserdem würden nur die kommen, die in der Anglophonie (GB, USA, Australien...) nicht angenommen wurden. Eine negative Selektion.
- Solche Versprechungen und Werbeaktionen fallen der deutschen Kultur- und Spracharbeit im Ausland schlimm in den Rücken. Vor wenigen Wochen hat uns Prof. ... aus ... im Kolloquium erzählt, wie kontraproduktiv und demotivierend für den Deutschunterricht es sich in ... auswirkt, dass der DAAD für deutsche Universitäten wirbt, mit dem Hinweis, man müsse, um hier zu studieren, kein Deutsch können. Ich schildere gerne, welche Enttäuschung und welches Bewusstsein, ungerecht behandelt zu sein, ich in Kasachstan ausgelöst habe, als ich die Liste der Stipendiaten vorweisen musste; diejenigen, die jahrelang Deutsch gelernt hatten, waren fassungslos, als sie erfuhren, dass ihnen Leute vorgezogen wurden, die überhaupt nicht oder nur wenig Deutsch konnten.
- Um unsere Internationalität zu erhalten ist es viel wichtiger, dass wir unsere Forschung und Lehre international ausrichten. Dazu gehört, dass
 - unsere Studierenden aufgefordert werden, nicht-deutsche Literatur einzubringen (polnisch, russisch, französisch, englisch, spanisch),
 - der Brauch, eine fremdsprachige Zusammenfassung zu jeder Seminararbeit zu verlangen, nicht einschläft,
 - die internationalen Beziehungen ausgebaut werden.
- Die Europäer sollten sich für ihren sprachlichen und kulturellen Reichtum verantwortlich fühlen und sorgsam mit ihm umgehen. Dazu sind auch die Deutschen moralisch verpflichtet. Sie sollten mit den an-

deren dazu beitragen, dass eine Reduzierung auf eine Sprache, das Englische, verhindert wird.

- Ich könnte umgekehrt auch keinem deutschen Studierenden raten, etwa nach Spanien, Frankreich, Italien, Polen zu gehen, um dort auf Englisch zu studieren, ohne die Landessprache zu können. Sie finden keine Freunde, da auf Dauer doch kein Freundeskreis auf Englisch umschaltet, nehmen nicht am akademischen und sozialen Leben teil, versauen sich ihr Englisch und lernen fachlich zu wenig...

Entgegnung von Professor C.:

Was soll das Herr Kollege B.? Die deutsche Sprache brauchen wir nicht mehr. Ich bin dafür, alles in englischer Sprache zu machen. Goethe, Schiller und die anderen Schreiberlinge kann man auch auf Englisch lesen (ich habe Hesse nur in amerikanischen Übersetzungen gelesen. Kann nur sagen: Prima). Nehmen Sie sich ein Beispiel an Händel, der hat sich sogar geweigert, mit seiner Mutter deutsch zu sprechen! So muss es sein. Raus aus der Provinz, rein in die globalisierte Welt. Mit deutscher Sprache können unsere Studenten nur noch Kanzler werden! Und ferner dient eine Sprache der Völkerverständigung. Um die deutsche Kultur zu pflegen, brauchen wir keine deutsche Sprache. Es spricht ja nichts dagegen für die ausländischen Studenten auch Deutschkurse abzuhalten. U.U. gibt es hierzu bald ein gutes Angebot bei Aldi!

Herr Kollege A. soll sein Projekt durchziehen!

Sorry, aber dieser Protest ist unnötig und schadet unserer Internationalisierungsstrategie! Mit den Argumenten von Herrn Kollegen B. müssen wir auch wieder das Mittelalterdeutsch einführen, damit wir alle die Lieder von Walther von der Vogelweide oder den Parzifal lesen können. Auch die Sprache unterliegt einem Globalisierungsdruck und ein Wehren gegen die Internationalisierung ist gleichzusetzen der Maschinenstürmerpolitik im letzten Jahrhundert!

Äüä! (Schluss)

Der in der letzten Nummer abgedruckten Betrachtung über die unterschiedlichen Schreibweisen von Mundarttexten hat Frau **Trudi Christen** noch ein paar weitere Überlegungen und sogenannte «Lese Früchte» beigefügt.

Unter dem Titel «Äüä» habe ich meinem Zorn Luft verschafft über eine Schreibweise des Zürcher und des Berner Dialekts, welche meiner Meinung nach Wörter zu sehr verfremdet und damit das Lesen erschwert. Ich erhielt ein paar ermutigende Antworten darauf, zum Beispiel: «Ich bin völlig mit Dir einverstanden; ich habe sowieso etwas gegen die ausgeprägten Dialekt-Zeloten, die, wie alle anderen Eiferer auch, der Sache schlechte Dienste erweisen.»

Ich musste seither immer wieder über die Sprache nachdenken und versuche, ruhig – nicht eifernd! – festzuhalten, was mir einfiel.

Wissenschaftler können einen bunten Schmetterlingsflügel unter dem Mikroskop untersuchen. Sie werden dabei sicher Entdeckungen machen. Aber der Schmetterling ist nun tot.

Die Sprache ist für mich etwas **Lebendiges**. Man darf es nicht zerstückeln. Einzelheiten müssen nicht ohne Bezug zum Ganzen beurteilt werden. Es ist wenig hilfreich, eine Reihe von Substantiven aufzuzählen und nach ihrem Plural zu fragen. Ein Substantiv steht ja nicht «allein auf weiter Flur» in einem Satz. Es hat meistens eine starke Beziehung zum Verb. Die einzelnen Satzteile sind miteinander in Verbindung. Das führt noch weiter: Nicht nur ein einzelner Satz soll in sich geeint sein. Auch ganze Text-Abschnitte dürfen nicht aus ihrem Zusammenhang herausgerissen werden, wenn sie lebendig bleiben sollen.

Dazu ein treffliches Beispiel des Deutschschweizer Reformators *Huldrych Zwingli*. Es gilt bei ihm dem Bibellesen, ist aber wohl empfehlenswert auch für andere Lektüre.

«Wie man es beim Bibellesen nicht machen soll.

...Sie reissen ausserdem Worte einfach heraus, ohne Rücksicht darauf, was vorher steht und was nachfolgt... Dieses Treiben gleicht demjenigen, welcher mit einem Blümlein, dem er zu allem hin noch die Wur-

zel abgerissen hat, einen ganzen Blumen-garten anpflanzen wollte. So darf man es nicht machen! Man muss den ganzen Rasenschollen herausnehmen und diesen, ohne die Pflanze mit ihren Wurzeln aus ihm herausgenommen zu haben, in den Garten einsetzen ...»

Nachdem im «Forum des Vereins Schweizerdeutsch» vom Februar 1999 das schreckliche Wort **«Synagoogene»** vorgeschlagen wurde, weil man sonst nicht wisse, ob eine oder mehrere gemeint seien, bleibe ich noch bei der Bibel und behaupte: Doch, man kann es wissen!

- Matth. 9,35: Und Jesus isch umenand zoge dur alli Stedt und Dörfer und hät sie i **ihrne** Synagoge glehrt.
- Matth. 13,54: Und won er i sini Vatterstadt cho isch, hät er sie i **ihrer** Synagoge glehrt.
- Luk. 4,44: Und er hät prediget i de Synagoge **vom jüdische Land**.

Ähnlich kann man weitere Stellen verstehen. Auch in der Sprache von heute kann Singular oder Plural ohne weiteres am **Verb** erkannt werden: «Z Gailinge **brännt** d Synagoge – Aennet em Rhy **bränned** d Synagoge.»

Dr. phil. *Hans Sommer* in: «Bärndütsch – e Wunderwält», Fischer Verlag Münsingen 1990, S. 44, auszugsweise:

«Es git Dingwörter (Substantive), wo i der Mehrzahl würlklich d Wendig **-ne** aanäh: di wybliche mit emen i am Schluss. Näh mer Chuchi u Müli als Byspil. Me seit: E Chuchchi, zwo Chuchch**ine**, e Müli, dert bi dene Mü**line** ... und ou Substantiv mit eme männliche Artikel ... wo mit i ufhöre: e Brummli, zwo Brumm**line**.

Die zwo Gruppe (nid Gruppene) hei e Mehrzahl uf -ene, alli andere chöme ohni di verlängereti Ändig us: e Mappede, zwo Mappede, e Tantede, myner zwo Tantede, Aber was muess me hüttigstags nid alls ghöre! Scho vo de Radio- u Fernsehüt: Geng u geng ume rede si vo Firmene, Rollene, Krisene, Themene, Chilchene. O Initiativene u Katastrophene sy gäng u gäb. I re Stadt-und-Landsändig isch eine a schöne «Gärtene» verbyggange u het i paar «Stubene» ynegluegt. Zumne Fernseh-

film über Schrebergärten hat der Kommentator von «Gmeindene», «Grünenflächene» und «Familiene» gredt.

Auf S. 182 kommt Hans Sommer im Kapitel «Vo Strümpf u Chappe» nochmals darauf zurück:

«Dä Stüblifründ z Muri, wo chlagt, üses Bärndütsch wärd geng meh verpaschteret, isch allwäg froh, das i nid vo «Strümpfene u Chappene» rede.»

Ich meine, das gelte auch für Zürichdeutsch.

Ein weiteres Beispiel für übertriebene Schreibweise: *Christian Schmid-Cadalbert*, Anfangs 1999 im «Stübli» («Bund»), Titel: **Schport**. Kein Deutschschweizer würde aussprechen S-port. Nur im hohen Norden Deutschlands kommt vermutlich S-port vor, weil die Hamburger ja «über S-tock und S-tein s-pringen».

Aus dem Inhalt: «**Schport** het für mi nie **Voorbiud-Funkzioon** gha.» – «Wäret mine letschte **Schueujaar zBouuige** bin i e guete **Handbäuueler** gsii.»

Georg Thüner: «Wesen und Würde der Mundart», Schweizer Spiegel Verlag Zürich 1944. In dieser immer noch aktuellen Schrift ruft der Verfasser auf zum Schutz der Sprache «vor dem Schwarzen Tod der Drucker-schwärze».

Mögen unsere Schweizer Dialekte lebendig bleiben und nicht durch eine entstellende, hässliche und lächerliche **Schreibweise** «z Tod

tokteret» werden! Dann haben sie nicht einmal die Drucker-schwärze zu fürchten.

Zur reinen Freude, ohne Absicht, etwas zu suchen, was den Dialekt betrifft, las ich wieder einmal *Emil Balmers* «D Glogge vo Wallere. Schwarzeburger Gschichte». Francke Verlag Bern, 3. Auflage, 1951. Und was fand ich da am Schluss: *Bemerkungen zur Schreibweise* – Balmer, wörtlich:

«Ich habe versucht, die alte Schwarzenburger Mundart möglichst getreu wiederzugeben, d. h. sie zu schreiben, wie sie wirklich noch gesprochen wird. Zugleich machte ich mir aber auch zur Pflicht, mich bei der Schreibweise möglichst dem Wortbild der Schriftsprache anzupassen, so dass es bei Beachtung der nachstehenden Eigentümlichkeiten dieses Dialektes niemand Schwierigkeiten bieten soll, das Buch mühelos lesen zu können. Um den Leser durch nichts zu verwirren, habe ich absichtlich alle Aussprachezeichen weggelassen. Ich glaube, dass er sie nach den ersten paar Seiten als überflüssig betrachten würde.»

Darauf folgt eine knappe Seite Wortklärungen.

Als ich das las, stieg die Melodie eines alten Volksliedes in mir auf: «... Wäme nume chaschmöcke dra, tuets eim im Herz so wohl!» Und im Gedanken an die Dialekt-Fanatiker mit ihrer übertriebenen Schreibweise stellte sich eine andere Zeile in meinen Gedanken ein:

«Sie suchen viele Künste, und kommen weiter von dem Ziel.»

Von Wörtern und Unwörtern

(me) *Wiederum stütze ich mich bei den folgenden Ausführungen auf Presseberichte, die der Medienbeobachter ARGUS für die Bubenberg-Gesellschaft gesammelt hat. Englische Wörter und Unwörter sollen diesmal weglassen oder, wie man heute so gerne sagt, «ausgeklammert» werden. Auch dies ist bereits ein fragwürdiger Ausdruck – ausklammern tut man doch eigentlich das, was gilt, und nicht das, was wegfällt!*

So, wie es «Unwörter des Jahres» gibt, von denen später die Rede sein soll, werden auch «Wörter des Jahres» erkoren. Martin Halter im **Tagesanzeiger** vom 19. 12. 97 und der **Text Schweiz 2** desselben Datums berichten von den Wörtern des Jahres 1997, die von

der Wiesbadener «Gesellschaft für deutsche Sprache» ausgewählt wurden. Auf Platz Nummer 1 kam der *Reformstau*, der sich auf die verschiedenen «Reformen» beziehe, die nicht vom Fleck kämen, aber auch den Zustand der deutschen Gesellschaft allgemein. Auf den weiteren Plätzen folgen die Wörter *Bildungsmisere*, *Klonschaf*, *Elchtest*. Von all diesen Neologismen wird wohl der *Elchtest* der dauerhafteste sein: von der Fahrtauglichkeitsprüfung für Autos ist er ja längst zu einem allgemeinen Begriff geworden und in die Wörterbücher eingegangen.

In der «Samstagsnotiz» des **Entlebucher Anzeigers** vom 20. 12. 97 wird das *Kerngeschäft* satirisch beleuchtet: «Vom Kernge-



schäft ist vor allem dann die Rede, wenn Stellen abgebaut und Kündigungen ausgesprochen werden. Die Fusion von Bankgesellschaft und Bankverein wurde unter anderem damit begründet, dass man sich künftig ganz auf das Kerngeschäft beschränken wolle.» Der Verfasser meint dann, dass niemand genau wisse, was das Kerngeschäft eigentlich sei, auch der Duden erwähne dies nicht. «Am Naheliegendsten ist die Vermutung, dass das Kerngeschäft einfach dasjenige Geschäft ist, mit dem am meisten Geld zu holen ist.» Er folgert dann, «wenn das Kerngeschäft flächendeckend Einzug hält, können wir uns auf etwas gefasst machen», beispielsweise, dass sich die Hausärzte nur noch derjenigen Patienten annehmen, die pro Fall mehrere tausend Franken Umsatz bringen. Er meint dann abschliessend: «Was aber, wenn die Kerne nicht für alle reichen?»

Zeitgemässe Wörter sind auch die Worthülsen, in die alles Mögliche (und Unmögliches) hineingepackt werden kann. In der **Zürichsee-Zeitung** vom 6. 12. 97 erwähnt Eva Schroeder, dass der oberste Boss von Sandoz 1986 die Rheinvergiftung als *Ereignis* abgetan hat. «Seither sind alle schlimmen, weniger schlimmen und harmlosen Begebenheiten einfach *Ereignisse*.» Weitere solche «Papiersäcke» sind die Ausdrücke *Konzept* und *Strukturen*. – Sicher zu Recht kritisiert sie

auch einen «Sonntagszeitung»-Journalisten, der das in der Jugendsprache mit neuer Bedeutung gebrauchte Wort *geil* in sein Vokabular aufgenommen hat; so zählt er beispielsweise «die zehn geilsten Bergbahnen der Schweiz» auf.

In die gleiche Verarmung der Differenzierfähigkeit gehört der Fäkalausdruck *Scheisse*, mit dem sich Sabine Rüttimann in einem «Seitenblick» des **Toggenburgers** vom 14. 1. 98 auseinandersetzt. Sie sagt: «Kürzlich befremdete mich eine Umfrage bei Oberstufen-Klassen inklusive Lehrerschaft zu einem aktuellen Thema, publiziert in der Schülerzeitung. Auf zwei simple Fragen gabs noch simplere Antworten. Bei fünf von neun Klassen kam das Wort *Scheisse* darin vor. Die Antwort der Lehrerschaft lag ebenfalls im Trend der Zeit und enthielt *Scheisse*. Wörter wie «laut», «grau», «öd» oder «grässlich» in anderen Antworten gaben mir wieder Hoffnung auf einen noch nicht ganz verkümmerten Sprachschatz.»

Mit der Überschrift «In d. Kz. liegt d. Wz.» glossiert die **Zürichsee-Zeitung** vom 19. 1. 98 die Unsitte, Abkürzungen zu verwenden, die nur Eingeweihten (und oftmals nicht einmal mehr diesen) verständlich sind. Jedes Printmedium gebraucht Autorenkürzel – dagegen ist kaum etwas einzuwenden – wir tun es ja auch in unseren MITTEILUNGEN. «Und wer Militärdienst leistet oder geleistet hat, versteht Kp Kdt Stv sofort richtig. Stellen Sie sich vor, wir müssten dauernd Worte wie Compact Disc, Kinematograph oder gar Acquired Immune Deficiency Syndrome aussprechen... Abkürzungen sind platzsparend, beispielsweise auch in Kontaktanzeigen: SI, gutauss., humor- u. liebev., rom., vielstg., berufl. u. behörtl. engag., NR., sucht herz., fem., fröhl. u. erot. Frau., ebfls. NR.» – Schwierigkeiten können indessen persönlich verwendete Abkürzungen bereiten. Schreibt jemand mit einem schlechten Gedächtnis und mehreren Freundinnen in seine Agenda: Mo. 19h. Tr. m. S., weiss er möglicherweise nicht mehr, ob er sich mit Simone, Sabine oder Susanne verabredet hat.

Im RS-Tagebuch des **Bieler Tagblatts** vom 19. 8. 98 kommt Thomas Wyss ebenfalls auf die in der Armee gebräuchlichen Abkürzungen zu sprechen. So meldet etwa der Fw dem Kp Kdt den Bestand der Kp, nachdem vorher

die Lt ihrerseits dem Fw den Bestand der Z gemeldet haben.

Neben all den modischen Wörtern und Unwörtern gibt es altvertraute, ehrliche und aussagekräftige Bezeichnungen, die schlecht in die verlogene Welt der «political correctness» passen. Frieden, Denken, Wahrheit sind z.B. solche Ausdrücke. Wie Beat Gloor in der **WerbeWoche** vom 23. 1. 98 schreibt, sind sie heruntergekommen, «weil sie jeden, aber auch jeden Blödsinn mitgemacht haben. Das Denken lässt sich mittlerweile schon mit dem Wünschen ein: der Beweis *Wunschdenken*.» Vor der eindeutigen Aussage schreckt der moderne Mensch gerne zurück. «Wir sagen *Beziehung*, weil wir uns vor der Liebe fürchten, und *Auseinandersetzung*, weil wir zum Kampf zu schwach sind. Wir verhöhnen als *Kitsch*, wovon wir uns nicht berühren lassen wollen, und der *Mythos* kommt uns gerade recht, damit wir ihn entzaubern können.» Beat Gloor meint dann, «die bedrohten Wörter werden nicht eigentlich ausgerottet, sondern bloss dienstbar gemacht, bezie-

hungsweise versklavt, indem man ihnen Präzisionen voransetzt: vom Gefühl zum kuschelsanften *Liegegefühl*, von der Wahrheit zur *Kostenwahrheit* ... die Arbeit verkommt zur *Trauerarbeit*, der Frieden schrumpft zum *Lohnfrieden* oder mutiert über die *Friedensforschung*, die *Friedenspflicht* sowie allerlei dubiose *Friedensanstrengungen* böseartig zum *Friedenskampf*.» Besonders ergiebig ist das Wort Erlebnis – *Einkaufserlebnis*, *Erlebnisurlaub*. Ironisch schliesst der Verfasser mit dem Satz: «Willkommen zum *Staubsaugerlebnis* mit dem *Erlebnisstaubsauger*.»

Im **Berner Bund** vom 26. 1. 2000 ist übrigens das «Unwort des Jahres 1999» bekanntgegeben worden. Es ist der zynische Nato-Begriff für ungewollte zivile Opfer im Kosovokrieg: **Kollateralschaden**. In der gleichen Notiz wird darauf hingewiesen, dass das in zahlreichen Zuschriften aus der Bevölkerung genannte Wort «Millennium» aus der Sicht der Jury aber kein Unwort, sondern allenfalls ein «Unfug» sei.

Leserbriefe und kleinere Glossen

Von der sprachlichen Gleichbehandlung zum Unfug

Der rechtlichen Gleichbehandlung von Mann und Frau folgte schrittweise die sprachliche. Allerdings ist unser Deutsch dabei holperig und schwerfällig geworden. Der Preis ist also eher hoch, aber verkraftbar, soweit er nicht mit Unfug gekoppelt wird. Nicht nur Private, auch Vereinigungen, Gymnasien, Universitäten und öffentliche Verwaltungen pflegen diesen Unfug ebenso hartnäckig wie genüsslich. Ob er importiert wurde oder auf einheimischem Mist gewachsen ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls stärkt er offenbar das Selbstbewusstsein gewisser Kreise.

In der Schusslinie steht das sogenannte grosse Binnen-I oder Signal-I. Zeitungen, Zeitschriften, Werbetexte, ja sogar Festschriften berichten von SchülerInnen, StudentInnenschaften, ChristInnen, BürgerInnen,

TheologInnen, ProfessorInnen, ÄrztInnen und dergleichen. Eine solche Schreibweise widerspricht der allgemeinen Grundregel, dass Grossbuchstaben nicht vereinzelt im Wortinnern verwendet werden dürfen. Auch muss die geschriebene Sprache sprechbar sein; das gesprochene «ÄrztInnen» beispielsweise ist vom geschriebenen «Ärztinnen» nicht zu unterscheiden. In «ÄrztInnen» fehlt überdies die männliche Form. Schliesslich sind derartige Vereinfachungen ohnehin nur bei Mehrzahlformen möglich. Die Duden-Redaktion hatte es im Zusammenhang mit der Rechtschreibreform abgelehnt, auf die immer häufiger praktizierte Unsitte überhaupt einzugehen.

Die Erziehungsdirektorenkonferenz der deutsch- und der gemischtsprachigen Kantone hat 1992 Richtlinien zur sprachlichen Gleichbehandlung von Mann und Frau erlassen. Diese tragen dem Anliegen der Frau in

vorbildlicher Weise Rechnung, ohne die grammatikalischen, die orthographischen oder die sprachästhetischen Regeln zu verletzen.

Freilich: Das grosse Binnen-I ist nur eine der vielen sprachlichen Modetorheiten. Es ist zudem die Marotte einer Minderheit. Aber unerträglich!

Paul Zweifel

Leserbrief an die Bubenberg-Gesellschaft

Ich habe die letzten Ausgaben der «Mitteilungen» mit Interesse und Freude gelesen. Darf ich – obwohl erst seit kurzem Mitglied – auch schon Kritik anbringen? Pflege der Sprache – das heisst wohl auch: das richtige Wort am rechten Platz.

Ich bin enttäuscht, weil die Bubenberg-Gesellschaft schreibt: «Wer uns kontaktiert...» Kontakt ist ein gutes, nützliches Wort, aus dem Deutschen nicht mehr wegzudenken. Kontaktieren aber ist unschön und unnötig. «Wer sich mit uns in Verbindung setzt» oder noch kürzer: «Wer sich an uns wendet...» wäre passender für eine Gesellschaft, die Anglizismen bekämpft.

Ein anderer Ausdruck, der leider immer mehr missbraucht wird, ist «Schizophrenie». In «Mitteilungen» 4/99, Seite 13, wird Ursula von Wiese zitiert, «An ihrer Wiege habe eine schizophrene Fee gestanden.»

Wenn jemand «Zwei Seelen – ach! – in meiner Brust» fühlt, leidet er deswegen noch lange nicht an Schizophrenie. Jeder denkende Mensch trägt manchmal Gedanken und Gefühle in sich, die im Widerstreit liegen. Und wenn im öffentlichen Leben zwei Dinge ganz und gar nicht zusammenpassen, so ist das bedauerlich, aber nicht schizophren. Vermutlich trägt der Duden eine gewisse Schuld an diesem Missbrauch. Er schrieb noch 1961 erklärend «Spaltungsirresein.» Der Ausdruck ist überholt. Eugen Bleuler definiert: «Schizophrenie: Nicht hirngorganisch verursachte psychische Krankheit psychotischen Ausmasses, bei der wahnhaftes Erleben eine besondere Rolle spielt.»

Man sollte den Ausdruck dort lassen, wo er hingehört, nämlich in die ärztliche Diagnostik, hier also in die Psychiatrie.

Trudi Christen

Übrigens...

(me) An der Fernseh-Sendung «Wetten dass...» von Samstag, dem 25. Februar, musste – wohl als Vertreter einer «seriösen Zunft» – auch der bekannte Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki teilnehmen. Dabei wurde er über seine kürzlich erschienene Autobiografie befragt. Unter anderem sagte er aus, dass er beim Schreiben seines Werkes häufig ein Hilfsbuch konsultiert habe – ein Fremdwörterbuch. Oft sei ihm nämlich zuerst das Fremdwort in den Sinn gekommen, und dann habe er nachgeschaut, ob es dafür nicht auch einen guten deutschen Ausdruck gebe. – Hier kann uns der «Literaturpapst» durchaus ein Vorbild sein!

SPANISCHES aus Langenscheidts

(pgw) Die alte cervantinische Lebensweisheit, wonach man oft etwas anderes findet als man sucht, hat sich einmal mehr bewahrheitet: Ich wollte einigen spanischsprechenden Bekannten ein Naturphänomen schildern, das wir kürzlich in unserer Gegend beobachten konnten: den Durchzug von Hunderttausenden von **Bergfinken** aus dem nördlicheren Europa, die sich in unseren Wäldern an den Bucheckern und anderen Köstlichkeiten labten.

Ich greife also zum Langenscheidt und schlage mal unter **Fink** nach: aha, *el pinzón*, kein Problem. **Bergfink** wird wohl kaum registriert sein – aber man kann nie wissen, manchmal stehen ja die eigentümlichsten Fachwörter auch drin. Ich blättere zurück zum Buchstaben **B, Berg..., Bergf...**

Und da machte ich die tolle Entdeckung: «Bergfreudigkeit».

Nanu, was soll denn das? Wir Deutschsprechenden, vorab wir Schweizer, haben ja Freude an den Bergen – aber wo kämen wir denn hin, wenn alle ähnlich gearteten Doppelbegriffe im Wörterbuch stehen müssten?

Aha, da, ein kleiner Zusatz: (*Kfz. agilidad ascensorial*), zu deutsch so viel wie «Behendigkeit oder Beweglichkeit beim Steigen».

Wie sich die Zeiten ändern! Die Jungen von heute denken beim Begriff «Bergfreudigkeit» wohl an spezielle Autos, etwa an einen Land Rover (den ich tölpelhaft-rückständig weiterhin mit «a» statt «ä» ausspreche...)